Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 22-23

Artikel: Heinrich Heine
Autor: Betz, Louis P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575058

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

anbelangt. Jeremias Gotthelf hätte keine Freude an diesen modernisierten Bauerntöchtern. Wenn sie doch nur wüßten, wie reizend die einstige Spitzenhaube und das Schwefelhütchen sie kleideten, sie trügen keine solch gräulichen Ungetüme von Hüten und Kragen über ihren schneeigen Vorhemdchen!

Roß und Wagen sind teils eingestellt, teils drängen sich auf allen Plätzen und Ecken in Reihen Bernerwägeli; die ausgeschirrten, dahinter angebundenen Pferde verzehren gemächlich ihr Heu und ihren Hafer. Dann trifft man sich in den heimeligen „Küchliwirtschaften", meist aber bei Born, Wildenmann, Sternen u. s. w., wo man recht gemütlich sitzt und dazu was Gutes ißt und trinkt; sparen thut heute der Bauer nicht. Vormittags auf dem Eiermarkt werden von vielen ihrer Töchter so schnell wie möglich die „frisch vom Huhn" gelegten Eier noch losgeschlagen und am Nachmittag wird's erst lustig. Da findet der Bub sein Meitschi und wenn's im tiefsten Keller steckte; er führt's allenthalben umher, läßt ihm Gebratenes und Gekücheltes auftischen. Er kramt ihm ein buntes Halstuch, eine seidene Schürze, einen Lebkuchenbären, wenn's hoch kommt ein Kettelein. Geht mit ihm auf die Schützenmatte, in alle erdenklichen Schaustellungen, läßt sich von dem in Ehrfurcht ersterbenden Photographen wohl auch Hand in Hand mit seinem Mädeli „abbilden". Alles immer bedächtig, sie haben Zeit.

Und so geht's in Lustbarkeit und Minne bis zum späten Abend, wo sie dann lieber zu Paaren heimkehren. Eine Hochzeit, mitunter auch bloß eine „Chindbetti" sind gewöhnlich die greifbare Erinnerung an den „Meitschimärit".

Daraus, daß die eidgenössischen Bureaux entweder am Chacheli- oder am Meitschimärit feiern, ergiebt sich das Interesse, das die Bevölkerung an diesen Tagen nimmt, allen voran selbstverständlich die Schulen.

Leider sind die Tage unserer Messe wirklich gezählt; in absehbarer Zeit wird auch sie zum alten Gerümpel wandern, wie schon längst die fahrenden Zigeunerbanden, die herumziehenden Kameeltreiber mit dem tanzenden Brummbären und buntgekleideten, drolligen Aeffchen. Der kleine Savoyarde mit dem Murmeltier, der sonnverbrannte Dudelsackpfeifer, seine eintönige, schwermütige Melodie blasend — — all dies harmlose fahrende Volk, dem wir Kinder einst meilenweit mit der Schultasche nachliefen, Mutter, Essen und Schelte vergessend. Beim ersten Drehorgelklang, wie flogen da allemal die Fenster auf und die Fünferli in die verwitterten Hüte. Traute Erinnerungen an eine herzerfrischende harmlose Kindheit, an Zeiten und Wunderlichkeiten, von sittenstrengem Gesetz und Polizei längst als jugendverderblich abgeschafft!

Und nun ist die 14tägige Messe vorüber. Die braven staubfarbenen Straßenfeen fegen und kehren die Gassen der stolzen Berna rein.

Wie sie gekommen, verschwinden eine Bude, ein Komödiantenwagen nach dem andern. Fort zieht das leichtlebige Völkchen, der ärmliche Rest einstiger fahrender Herrlichkeit.

Bern geht seinen gewohnten, ruhigen Gang.

Heinrich Heine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Stimmungsbilder aus seinem Leben und aus seinen Liedern*).

Von **Louis P. Betz**, Zürich.

I. Am Leidenslager des deutschen Dichters in Paris.

. . . Ein stilloses, unbehagliches Chambre garnie-Schlafgemach, jeder traulichen Heimeligkeit bar. Beklemmend schwüle Krankenzimmerluft. Hinter einer papiernen, spanischen Wand, am Boden, eine wulstige Masse von Matrazen und Bettwerk. Und am Kopfende, in hohe, weiße Kissen begraben, ein aschfahles, zum Erbarmen abgemagertes Gesicht. Das schmerzumflossene Antlitz, von jahrelanger Krankheit ganz durchgeistigt, gleicht den Bildern des leidenden und sterbenden göttlichen Nazareners, wie ihn uns der Pinsel der alten italienischen Kirchenmaler dargestellt. Bleischwer hängen die paralytischen Lider über die fast erblindeten Augen herab, seine toten Augen, die das Sonnenlicht nur noch wie durch einen schwarzen Schleier sehen. Unter den Decken ein schmächtiges Körperchen — den Gliedern gleich eines kränklichen Knaben. Der so da lag, durfte wahrlich sagen: „Tiefster Jammer, dein Name ist Heinrich Heine." Ja, da kauerte einer, der bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, eine schon dem Totenreiche verfallene, arme, unbegrabene Leiche**). Tag und Nacht auf dem wunden Rücken, fast ohne Schmerzensrast, mit dem ewig hämmernden Gehirne, dem qualvollen Zucken und Zerren der Kopfnerven.

In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — oh wehe!
Noch früher als ich selber gehe. —

. . . . . .

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungsschimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch ich dies fatale Zimmer.

So harrte er denn,

Im Ohre schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe,

jahrelang, täglich und stündlich des düsteren Totengottes Thanatos — seit jenem Maitag des Jahres 1848, da er zum letzten Male ausgegangen, seine schon gelähmten Glieder zum Louvre schleppte, zur „hochgebenedeiten Göttin

*) Fragmente aus dem Vortrag, den der Verfasser am Heine-Abend des Lesezirkels Hottingen am 6. Januar 1900 gehalten.

**) Ich brauche den Leser wohl nicht erst zu belehren, daß ich mich hier und anderwärts Heines eigener Worte bediene.

der Schönheit, unserer lieben Frau von Milo", vor der er bitterlich weinend zusammenbrach. Wußte er doch, daß es galt, ein allerletztes Lebewohl zu sagen, auf Nimmerwiedersehen Abschied zu nehmen von allem Großen und Schönen, von allen Freuden dieser Welt. An jenem Maitage begann sein Märtyrium, von dem er erst im Morgengrauen des 17. Februar 1856 — nach acht Jahren — erlöst werden sollte. — Und wie lebensfreudig war dieser Sohn der Rheinlande gewesen, der nun verdammt war, jahrelang in den Pariser Mietshäusern hinzusiechen, wie innig hat er das Leben geliebt, mit allen Fasern seines Wesens daran gehangen! Nur langsam vermochten die Qualen die große, fast unzerstörbare Lebenslust zu vernichten. „Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinem Leiden", bekannte er. „Sie ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern: sie spukt noch zuweilen in den Ruinen meines Ich." Dann aber, nach einigen Jahren, nachdem ihm Tag und Nacht „niederträchtige Krämpfe und Kontraktionen" Lebenskraft und Hoffnung gemordet, seinen Leib gewürgt und gekrümmt bis zur Unförmlichkeit, ergab er sich: „Mein Zustand ist so tragisch," schreibt er einem Freunde, „daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Uebermut noch nicht erlaubte." Und schon zu Beginn der Leidenszeit hatte er in grimmem Humor das berühmte Bekenntnis niedergeschrieben: „Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Göthe' . . . ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer, totkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch . ."

. . . . erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

Allein trotz dieser schrecklichen, nimmer endenwollenden Tragödia, trotz der folternden Rückendarre, trotz erdrückender „babylonischer Sorgen", — trotzdem es ihm der große Autor des Weltalls, der Aristophanes des Himmels, ihm, dem kleinen, irdischen, sogenannten deutschen Aristophanes — wir folgen Heines eigenen Worten — so furchtbar grell dargethan, wie seine wichtigsten Sarkasmen nur armselige Spötteleien gewesen im Vergleich mit denen seines Herrgotts; wie kläglich er diesem nachstehen muß im Humor, in der kolossalen Spaßmacherei — trotz alledem blieb Heines Geist ungebrochen, ungeschwächt seine Schaffenskraft und vor allem seine Sängerkunst. Wie aus des Zauberers Merlin tönendem Grab unter den sagenschirmenden Baumriesen der Bretagne, so entstiegen aus Heines Siechbette die tiefsten, ergreifendsten Lieder. „Seine lebendige Seele dichtete dem sterbenden Leibe die Totenklage" — versifiziertes Lebensblut. . . .

Wie langsam auch die Zeit, die schauderhafte Schnecke, dahinkroch — es nahte doch das letzte Stündlein. — An seinem Krankenlager sitzt die letzte Trösterin, die Spenderin der letzten Seelenfreude. Nicht Mathilde ist's, die hübsche, rundliche, muntere „Verbringerin", die dem Gatten so manche deutsche Sorge hinweggelächelt — nein, ein fremdes, seltsam Weib, eine Loreley vielleicht, entsandt von des Rheines dankbaren Flußgeistern, damit sie dem sterbenden Sänger ein letztes Liebesidyll nach blonder, deutscher, reiner Art nach Paris bringe, seine noch im morschen Leibe schönheitstrunkene Seele entzücke und sein letztes Sehnen erfülle:

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöschet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseeligt werben.

Heine hat seiner „Lotusblume", der letzten Blume seines trübseligen Herbstes, eine Seele gegeben; er hat das in Paris gescheiterte „Mädchen aus der Fremde", genannt Camille Selden, seine „Mouche" durch sein Lied zum höchsten, zum ewigen Leben emporgeküßt und dieser Lieder wegen nehme keiner Heines Schattenleidenschaft den poetisch verklärenden Duft. —

Flüsternd neigt sich „Mouche" über den blassen, so strebefaulen Gesellen. Ein schmerzliches Lächeln durchzuckt das todesmatte Antlitz Mühsam hebt sich eine schmale, durchsichtige Hand und deutet nach dem Fenster. In freudiger Hast hat es die Geliebte geöffnet. Sie beugt sich über das schützende Gitter . . . Ja, da unten waren sie alle; — die lieben, frohen, sangeslustigen Söhne vom Rhein haben ihr Wort gehalten! — Ihre deutsche Gesangskunst zum Besten ihres Dombaues zu zeigen, war der Kölner-Männergesangverein gen Paris zur Weltausstellung gezogen. Rauschenden Beifall hatten die Rheinländer geerntet, vor allem mit den Kompositionen Heine'scher Lieder. Jetzt waren sie gekommen, um ihrem großen, sterbenskranken Landsmann, dem weltberühmten Loreleydichter, den Sängergruß der deutschen Heimat zu bringen. Ihren verehrten Direktor mit dem charaktervollen Künstlerkopfe umringend, standen sie da, mit entblößtem Haupte und schauten hinauf zur Pariser Sterbestätte Heinrich Heines, des Zeichens gewärtig das feierliche Liederständchen zu beginnen. Da zog noch mit klingendem Spiel ein französisches Regiment vorbei. Als die schmetternde Militärfanfare in der Ferne verhallte, winkte ihnen „Mouche" vom hohen Fenster zu — und nun schwang sich, von 200 kunstbegeisterten Stimmen getragen Loreley empor, des deutschen Stromes liebstes und schönstes Sagenlied, in wundersam gewaltiger Melodie, zu ihrem armen, totmüden Dichter*) . . . .

II. Des Dichters Lebenstraum.

Ueber den Sterbenden aber dort oben kam ein großes, heiliges Unsterblichkeitsahnen. Und ihm war, als wehten deutsche Eichen über seinem Haupte, als flüsterten ihre rauschenden Blätter von Heimat, deutscher Erde und Wiedersehen — ihm war als raunten ihm die traulich plätschernden Fluten des Vater Rhein

*) Der Vortragende hat sich hier, um den melo-litterarischen Charakter des Heinefestes wirksam zugleich und ergreifend zum Ausdruck zu bringen, eine kleine poetische Licenz erlaubt, die ihm alle, welche an jenem Abend in der Tonhalle dem herrlichen Gesange des Männerchors Zürich, unter Dr. Attenhofers genialer Führung andachtsvoll lauschten, gewiß gerne verzeihen. Der wirkliche Thatbestand ist folgender: Im Herbst 1855 gab der Kölner Männergesangverein eine Reihe von Konzerten in Paris zum Besten des Kölner Dombaues. Am 29. September — Heine starb im Februar des folgenden Jahres — fanden sich 2 Herren des Vereins mit einem Empfehlungsschreiben bei dem Dichter ein. Die Rheinländer — so erzählt der treffliche Heineforscher Prof. H. Hüffer, wurden von Heine empfangen, der auf einem niedrigen, mit einer Rehhaut überzogenen Ruhebette lag. Sie sangen ihm einige Melodien vor. Einige Tage später traf der Direktor selbst mit den besten Sängern ein, die mit gedämpfter Stimme meistens Mendelssohn'sche Kompositionen vortrugen. Heine war gerührt und erfreut. Einen wehmütigen Eindruck machte es aber, daß von allen diesen Kompositionen seiner Lieder ihm beinahe keine einzige bekannt war.

den dankbaren Gruß seiner deutschen Ufer zu. — Unsagbares Heimweh quoll auf in seinem Herzen. . . . Da weinte der arme Spötter, so gut er mit seinen toten Augen noch weinen konnte. Der Traumgott aber erbarmte sich seiner. Schon tausende von Nächten hatte Heine in seiner Matrazengruft wachend und schlafend verträumt. Träume entführten ihn dem Krankenzimmer, Träume halfen ihm das furchtbare Einerlei seines Daseins vergessen. Sein ganzes Seelenleben war ein großes Träumen, für das er dann in seinen Gedichten mit seinem Sprachzauber eine neue Welt schuf. Und so ließ auch heute der allezeit gütige, langjährige Freund, der Gegenwart verscheuchende Traumgott des Schlummernden Seele auf Flügeln des Gesanges in die Jugend zurückflattern, zurück in das ferne Land des Glücks, der Liebe und des jungen Mai.

Und nun umklangen den bleichen Träumer all die längst verschollenen Lieder seines Lebens und seiner Liebe.

Ein Traum war über ihn gekommen, als sei er noch ein frommes Kind,

Und säße still, beim Lämpchenschein,
In Mutters warmem Kämmerlein,
Und läse Mährchen wunderfein,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Blonde Knaben und Mädchen, Lichtgeschöpfe im weißen Blütengewande, durchwebt mit Sonnenschein und Morgentau, sangen im fröhlichen Reigen den goldenen Traum seiner Kindheit. Sie sangen von uralten Sagen und lieblichen Mährchen, die er einst als Knabe von Nachbarkindern vernahm, wenn sie am Sommerabend

Auf den Treppensteinen der Hausthür,
Zum stillen Erzählen niederkauten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierig klugen Augen
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

Er kannte sie alle wieder, die lieben Rosengesichter, die fröhlichen Schulgefährten der Düsseldorfer Kinderjahre und nickte ihnen freundlich zu. Eines der kleinen Dinger im Flügelkleide aber zog er an sich, küßte und herzte es zärtlich, denn es war ja seine liebste Jugendgespielin, Lottchen, sein bestes, treuestes Schwesterchen.

Der Kinderschar, die übermütig kichernd davon huschte, folgte, in blendend weiße Lacken gehüllt, eine zarte Mädchengestalt, die erste Blüte seiner Minne, so zärtlich ideal, freundlich mild und anmutsvoll — doch jäh verscheucht durch ein anderes Traumgebild. In fliegendem, scharlachrotem Gewande, mit wirr herabwallendem schwarzem Lockenhaar, nahte sich, im dunklen Auge das lodernde Feuer der Leidenschaft, die allerschönste Maid, Josefa, des Scharfrichters Enkelkind, „Säfchen, das verfehmte, blasse, schöne Kind",

Sie war wie Marmelstein so bleich
Und heimlich wunderbar
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Da stand sie leibhaftig vor ihm, die geheimnisvolle Gespensterschönheit, der er einst in knabenhafter Liebesglut seine Seligkeit hingegeben, zu der er gefleht:

Nimm hin, nimm alles was da mein,
Mein Liebstes will' ich gern dir weih'n,
Dürft' ich dafür dein Buhle sein,
Von Mitternacht bis Hahnenschrein.

Doch nicht nur zärtliche Gespenster seiner Jugendminne umkosten seinen Schlaf. Es raste und stürmte an seiner Kindheit die unruhige, farbentolle Zeit der Napoleonischen Heerfahrten und Eroberungen, es wirbelte, tanzte und jauchzte an ihm „der ganze Hexensabbath der kaiserlichen Walpurgisnacht vorüber." Er vernahm wiehernder Rosse Getrabe, — Schwerter klirrten und blitzten; er sah in endlosen Reihen die „heiter ernsten" Grenadiergesichter mit den mächtigen Bärenmützen und den blinkenden Bajonetten — und auch ihn erblickte er wieder, ihn, den furchtbaren Erderschütterer, wie er ihn als Knabe in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf sah, den Bonaparte, in der scheinlosen, grünen Uniform, — den Kaiser, dessen Kiegsthaten ihm sein lieber französischer Tambour, Monsieur Le Grand, der wie ein Teufel aussah, und doch von Herzen so engelgut war, auf der Trommel vordoziert hatte.

Dann kam die traurige Mär' — gefangen, geschlagen die Grande armée; nach Frankreich zogen die Grenadier. Sie ließen die Köpfe hangen.

Nun durfte sein träumend Auge wieder liebe Wesen schauen, an denen sein Herz gehangen. Vor allem den zierlich-koketten, hübschen Kommissarius des Prinzen Eugen von Cumberland in hochroter Uniform, den allezeit rosenlaunigen Mann, in dessen Gemüt beständig Kirmeß und himmelblaue Heiterkeit, das große, leichtlebige Kind, das immer nur mit dem Herzen und nie mit dem Kopf dachte — seinen leiblichen Vater, Samson Heine, von dem er „die Frohnatur" geerbt, von allen Menschen derjenige, den er am meisten auf dieser Erde geliebt. Da stellte sich auch die liebe, alte „Gluck" ein, die gute, brave, teure Pracht-Mutter, die ihn des „Lebens ernstes Fühlen" gelehrt . . .

. . . . O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte,
O könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O könnt' ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!
. . . . . .
Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land; —
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd' ich es immer wiederfinden
Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben. —

Da fühlte er, wie eine kosende Hand segnend sein Haupt berührte und er vernahm die liebe, traute mütterliche Stimme: Mich hast du nie gekränkt, und die du beleidigt, die werden dir verzeihen. Die Mutter wird das Andenken des Menschen Heinrich Heine schützen, weil er ein guter Sohn gewesen. Hab' Dank, du Aermster, für die Lieder, die mir deine Kindesliebe gesungen.

Auch der prinzipienstrenge, millionenbeladene Hamburger Oheim und Bankier Salomon Heine tauchte in vornehm zugeknöpfter, patriarchalischer Grandezza auf. Das ironische Lächeln, das dem Schlafenden die Erscheinung seines knickerichen Wohlthäters entlockte, erstarb ihm aber jählings auf den Lippen, als im Gefolge des Oheims dessen Tochter: die hehre, berückende Huldgestalt seiner Molly, die reiche Hamburger Muhme erschien. Denn aus ihren blauen Veilchenaugen starrte ihm der ganze Jammer seines verfehlten Lebens entgegen. War sie es doch, seine schöne, kalte Herzenskönigin, die ihn elend gemacht, in die Fremde getrieben, — der große Schmerz seines Daseins, aus dem er seine kleinen Lieder schuf — sie, die allgegenwärtige Ungenannte seines „Buches der Lieder."

. . . . . .

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

Kaum war dies quälende Traumgesicht verweht, als ihn ein anderes erinnert, einer Blume gleich, „so hold, so schön und rein," daß es in jenen Tagen trotz des bittern Leids, doch noch Frühling in seinem Herzen werden wollte. Sie hatte dieselben Augen, die ihn so elend gemacht, und Grübchen wunderlieb in wunderlieben Wangen. Die Schwester war's der einst so heiß Geliebten! Aber es stand geschrieben, daß ihm kein deutsches Weib, kein friedlich Heim im Vaterland beschieden, — zum zweiten Male mußte er dem ersehnten Glück entsagen:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum —
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum.

In eitel Trümmer zerbrach nun sein Kahn und den Schiffbrüchigen warfen feindliche Wogen an den Seinestrand. —

Und bunten Umzug hielten alljetzt in seinem Traum die Wanderfahrten des Prinzen Vogelfrei — phantastische „Reisebilder" des übermütigen Götterbuben. Bald sah er sich im Harz im hohen Felsenschlosse der Prinzessin Ilse, bald an den Gestaden seiner geliebten Nordsee. Er durchlebte wieder jenes „süßeste, mystisch-lieblichste Ereignis, das jemals einen Poeten begeistern konnte." Er überreichte seiner neuen Herzenskönigin „das bischen Verstand", das ihm ihre „Vorgängerin im Reich" aus Mitleid noch gelassen. „Es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — und doch war es ein Stern". . . . Dann rauschten Tirols würzige Tannenwälder an ihm vorüber und all die Erinnerungen an die tollen Freuden, die er auf den Höhen der Apenninen, unter Italiens tolerantem Himmel in jugendlichem Uebermut durchjauchzt. Ein Wandern ohne Ruh und Ziel, bis er, ein Dreißigjähriger, schon berühmt, gefürchtet und gehaßt, Schutz und eine zweite Heimat in Lutetia's Mauern suchte und fand.

In stolzer Kraft und von der Heimat ferne
Jagt ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerstampfen, und die Sterne
Wollt ich reißen aus der Himmelsbahn.

Er sah sich in die politische Arena hinabsteigen, bis an die Zähne bewaffnet, ein „Ritter vom heiligen Geist", Zwingherrnburgen brechen. Doch seltsam, nicht Lanzengerassel und Schwertergeklirr — nur schrilles Peitschengeknall drang an sein Ohr — ja, auf einmal sogar lautes, ausgelassenes Gelächter. Kein Wunder! Denn es nahte eine Schar draller, kecker Musenkinder. Ein lockeres Völklein, diese niedlichen und üppigen, blonden und braunen Gestalten seiner flüchtigen Minne. Und alle waren sie da. Vom schönen Fischermädchen, der reizenden Bergmannstochter bis zu den feurigen italienischen Signorinen und den französischen graziösen Boulevardnixen. In ausgelassenem Ringeltanz umschwärmten die Colombinen ihren kreideblassen Pierrot am Marterkreuz:

. . . . . .

Ein ganzes Ballet, ein ganzer Chor
Von parfümierten Erinnerungen,
Das kommt auf einmal herangesprungen.

Mit Castagnetten und Cymbelklang
In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang; —
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen!

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählen viel holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke. —

Kaum hatten die zärtlich kosenden Gespenster die Thräne im Auge des Dichters gesehen, waren sie auf und davon.

Nur eines der Freudenkinder blieb zurück. Es war auch im Leben nicht davon geflattert, denn Mathilde hatte ihren „Henri" von Herzen lieb gehabt, nur ihm angehört und war sein braves, mildes, treues Weib geworden. Und seine „gütige Frau Geliebte", Eugenie Mirat, sein herzgeliebter toller Wildfang stand vor ihm, so wie er sie zum ersten Male gesehen, als bildschöne, 16jährige honette Pariser Grisette.

. . . . . .

In der ganzen Christenheit
Lächeln wohl kein Mund so lieblich!
Auch der Stimme Flötenton
Findet sich nur bei den Engeln, —
Oder allenfalls hienieden
Bei den besten Nachtigallen.

. . . . . .

Wenn ihm nun auch das Bild seiner „Nonotte" nicht wie eine zarte Idylle erschien, verklärt durch innige Geistes- und Seelengemeinschaft, — wenn es auch nicht ideale Bande waren, die ihn an diese üppig schöne Odaliske fesselten — eines empfand er bei

Marktscene in Bern.

Für „Die Schweiz" gezeichnet
von Karl Gehri, Münchenbuchsee (Bern).

ihrem Anblick im innersten Herzen: so innig, treu und selbstlos wie Mathilde hat mich außer dem Muttchen niemand auf Erden geliebt; sie hat all die langen Jahre wacker an meinem Krankenlager ausgehalten, mir das Leben verschönert, erleichtert. —

Als auch ihr gutes, fröhliches Gesicht im Luftreich des Traumes verweht, da hat der ungezogene Liebling der Grazien das ergreifend schlichte und liebenswürdige Lied für seine Mathilde zu den Engeln gebetet:

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Tränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauern nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

* * *

Jetzt war sie zu Ende,
Die schaurig süße Orgia
Das nächtlich tolle Geistertreiben. —

Zerstoben der Mummenschanz seiner Erinnerungen. Er stand am Schlusse seiner Lieder und seines Lebens —

Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen
Dann gehen die Lieder nach Haus. —

Er sah nur noch die Folterkammer. —

Doch ehe der Traumgott dem tief in den tagenden Morgen hineinschlummernden die Zauberschleier der nächtlichen Phantasie durchbrach, gab es ihm noch das letzte Lied seines Lebens zu schauen: Zu Häupten seines Krankenlagers ragte plötzlich in strahlendem Lichtglanz die „Lotosblume" empor, die ihm zur Sterbestunde erblüht. Ihm war, als sei er schon im schönen, kalten Marmorgrabe gebettet. Sie aber beugte sich über seinen schlafenden Leichnam und küßte ihn, wie Frauentrauer trostlos schweigend, Stirn und Augen.

Doch siehe! Das war kein schöner Freudentraum in schlummerkühler Marmortruhe, — dies Mal war's kein trügerisch Traumgebilde — — denn über seine Seele ergoß sich eine wonnewarme Lebenswelle — dämmernde Wirklichkeit that sich auf, da er den zärtlich leisen, unendlich süßen Klang der wohlbekannten Stimme seiner geliebten „Mouche" vernahm.

Auf Flügeln des Gesanges hatte ihn der Traumgott in die ferne Jugend, zurück in den Mai seines Lebens, in das ferne, ferne Glück entführt — und nun sangen ihn wiederum seines eigenen Liedes Weisen zurück in wachendes, ewiges Leben — in die Unsterblichkeit —*).

*) Hier setzte der Gesang von Fräulein Triebel, vom Zürcher Stadttheater ein, die mit lieblicher Stimme, begleitet von einer Harfe, das von Mendelssohn komponierte Lied „Auf Flügeln des Gesanges", dem ersten Teile des „Heineabends" einen herrlich harmonischen Schlußakkord gab.

„Glück!"

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Geschichte aus dem Leben. Von **M. Schmidt-Cartlow**, Berlin.

Die Glocken des Dorfkirchleins läuteten den Ostersonntag ein, und droben am Firmament blitzten die Gotteslichter auf!

Der alte Pfarrer rauchte sein Pfeifchen, er lächelte still vor sich hin.

So viele Jahre schon hatte er das Fest gefeiert! so vielen alten und auch jungen Freunden das letzte Geleit gegeben, — immer war er selbst verschont geblieben!

Heute stand er wieder am Vorabend eines Osterfestes, und wieder hatte Gott ihn frisch erhalten bis in diese Stunde.

Ich stand neben ihm am Fenster; wir sahen beide hinaus.

Kräftiger, aromatischer Duft, echter Frühlingsduft entstieg den jungen Knospen.

Krokus und Hyazinthen blühten im Gärtchen vor dem Hause und eine Birke neigte sich, kaum merklich, im Winde . . . Ueber Nacht konnte sie grün werden, so warm war die Luft, und mir schien es, als sehne sie sich nach dem Ergrünen! — Es liegt ein verführerischer Zauber in dem Auferstehen der Natur!

Nicht alle verstehen ihre Sprache, ohne Wort und Schall, nur hie und da gibt es Menschen, welche darauf horchen und jenen Zauber empfinden.

„Was ist Glück?" — fragte ich plötzlich, veranlaßt durch die Birke, den alten Mann.

Noch heute weiß ich's nicht, wie ich dazu kam, gerade ihm diese Frage zu stellen, der Antwort aber, die mir wurde, entsinne ich mich noch genau.

Sie fiel vollkommen anders aus, als ich's erwartet hatte.

„Glück ist Einbildung!" — sagte der Geistliche mit seinem unverändert freundlichen Gesichtsausdruck. —

„Oder wenn Sie wollen, weniger realistisch ausgesprochen: Glaube an das Glück!

Nur so lange werden Sie sich wahrhaft glücklich fühlen, bis Sie aufhören, daran zu glauben! Schon der leiseste Zweifel wird es vermindern können!

Sie sind nicht mehr glücklich, wenn Sie in Ihrer Seele erst dem Zweifel Raum gegeben haben!

Es ist das der natürlichste Weg für die Menschen, und die meisten von uns gehen ihn, mein Kind!

Sie werden frühe an die Vergänglichkeit des Erdenglücks gewöhnt!

Es gibt aber auch Einzelne, welche ein Leben hindurch glücklich bleiben können, weil sie sich einbilden, glücklich zu sein!

Für solche Naturen haben Schicksalsschläge keine Bitterkeit; — sie gehen mitten durch die Nacht und sagen doch: „Um mich her ist es Licht!" — Gott hat sie mit einer großen Kraft, mit einer merkwürdigen Elasti-